

Einleitung

Ich möchte den Ausdruck „Ich weiß“ für die Fälle reservieren,
in denen er im normalen Sprachverkehr gebraucht wird.

Ludwig Wittgenstein, Über Gewißheit

Ausgangspunkt und Argument

Das alltägliche Leben ist durch kognitive Aktivitäten geprägt. Permanent werden im Alltag Entscheidungen getroffen, Gründe zugeschrieben, Urteile gefällt, Handlungen geplant, Probleme gelöst – und kognitivistischen psychologischen Theorien kommt die Aufgabe zu, die dabei ablaufenden kognitiven Prozesse und das zum Einsatz kommende Wissen zu beschreiben. Nun wird aber jede dieser Aktivitäten, ohne dass dies etwas Besonderes wäre, von den Menschen in diesem Alltag beschrieben, kommuniziert, definiert und diskutiert, und dies in einem für ihre jeweilige Kultur charakteristischen Vokabular. Die Analyse dieses Vokabulars und der Bedingungen, unter denen es gebraucht wird, wäre also ebenfalls Aufgabe der Psychologie.

Der Philosoph und Psychologe Rom Harré schreibt (2000), dass eine solche Analyse vor allem zeige, dass sich unsere Beschreibungen ‚kognitiver‘ Phänomene in vielen Fällen eher auf Dispositionen, Geschick, Können, auf Praktiken, Techniken und Fertigkeiten beziehen als auf mentale Zustände oder Ereignisse. Wir sagen, dass jemand eine gute Rednerin oder ein verständnisvoller Zuhörer ist, dass er weiß, wie man mit Menschen umgeht, oder dass sie kreative Problemlösungen findet. Wir sagen, dass jemand gut argumentieren kann oder dass eine Person weiß, wie man eine andere überzeugt. Wir reden vom *Tun* – und doch wird damit auf eine bestimmte Form des *Wissens*

verwiesen. Denn gemeinsam ist all diesen Aktivitäten, dass sie an eine Norm, an ein Maß für ihre Richtigkeit oder Qualität gebunden sind (sonst gäbe es nicht gute und weniger gute Redner), an bestimmte Regeln der jeweiligen Praxis. Harré weist uns hier aus gutem Grund auf eine Differenzierung hin, die nicht allein den Inhalt, sondern besonders die Form dieses kulturellen (Regel-)Wissens betrifft: Das Wissen, um das es im Alltag geht, das für den Gebrauch der Alltagssprache oder für die Partizipation an soziokulturellen Praktiken notwendig ist, unterscheidet sich von dem Wissen, das in der Schule gelehrt und von den meisten psychologischen Wissensmodellen erfasst wird, also von propositionalem Fakten- oder Regelwissen.

Ludwig Wittgenstein (1956), auf den sich auch Harré hier bezieht, beruft sich in seinem Spätwerk ebenfalls auf die Differenzierung zwischen dem expliziten Wissen über den Inhalt einer Regel und dem impliziten Wissen, wie man dieser Regel im Handeln folgt, und betont, dass letzteres eine *praktische* Fähigkeit ist. Gilbert Ryle (1949) hat dafür die Unterscheidung zwischen *knowing that* (explizitem Wissen, dass etwas der Fall ist) und *knowing how* (praktischem Umgangswissen oder ‚Können‘) geprägt. Fazit dieser Unterscheidung und Motiv für Harrés Hinweis an die kognitive Psychologie ist, dass gerade dasjenige Wissen, mit dessen Hilfe wir die sozialen und praktischen Situationen im Alltag meistern und das unseren Äußerungen und Handlungen, aber auch unseren psychischen Zuständen und Funktionen ihre kulturspezifische Bedeutung verleiht, eine Form des *praktischen Wissens* ist. Nimmt die Psychologie in Anspruch, die alltägliche Realität der Menschen und die für ihre Bewältigung notwendigen psychischen Funktionen und Prozesse zu untersuchen, muss sie sich mit dem besonderen Status des praktischen, kulturellen Umgangswissens befassen.

Kognitivistische Modelle der Wissensrepräsentation sehen sich hier selbstverständlich in der Pflicht. Sie haben es möglich gemacht, nach der kognitiven Bewertung ‚interner‘, nicht-beobachtbarer Zustände, nach der Wissensbasis unseres Handelns und damit auch nach der Grundlage unseres Alltagslebens als sozial konstruierter Wirklichkeit zu fragen. Sie verpflichten allerdings zur exakten und formalen Beschreibung dieses Wissens: psychologische Wissensrepräsentationsmodelle sind bis heute an die computationale Modellierung des Wissens gebunden, die (abgesehen von konnektionistischen Modellen) auf explizite, formale Regeln angewiesen bleibt. Damit aber wird das Alltagswissen im Sinne eines nicht vollständig formalisierbaren Umgangswissens, das an eine soziale, semantische *Praxis* gebunden ist, in der es sich bildet und verändert, an den Rand gedrängt. Aus diesem

Grund beklagt auch der Sozialpsychologe Jonathan Potter die „Degradierung“ der Praktiken in der und durch die kognitivistische Psychologie (2000).

Die Hervorhebung der sozialen *Praxis*, in die kognitive Prozesse eingebunden sind, und des praktischen Wissens, das die Partizipation an dieser Praxis ermöglicht, gewinnt zunehmend an Gewicht für jene psychologischen Theoretikerinnen und Theoretiker, die den Kognitivismus als Fehlentwicklung kritisieren. Die kognitivistische Psychologie, so der Vorwurf, halte sich zu sehr damit auf, menschliches Erleben und Handeln allein über die mentalen Zustände und psychischen Funktionen isolierter Individuen erklären zu wollen. Dabei gerate aus dem Blick, dass nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form psychischer, speziell kognitiver Phänomene, etwa einer Erinnerung, sich erst aus deren Einbindung in soziale Diskurse und kulturelle Praktiken ergebe. Erst durch die Partizipation von Individuen an der Sprache und der kollektiven Praxis einer Kultur stünden individuelle Kognitionen überhaupt in jener engen Verbindung zur *Alltagsrealität*, die sie so aufschlussreich für eine Psychologie dieser Alltagsrealität werden lässt.

Der *Soziale Konstruktivismus* Kenneth Gergens und die ihm verwandte *Diskursive Psychologie* (renommierte Vertreter sind Jonathan Potter oder Rom Harré) sprechen sich offen für eine Psychologie aus, die sich von ihren kognitivistischen Verengungen befreit. Was diese Psychologie erforschen soll, sind demnach nicht die psychischen Phänomene und Prozesse (Emotionen, Kognitionen usw.) *an sich*, sondern deren soziale Konstruktion und Transformation im alltäglichen Handeln. Diese Psychologie solle sich zwar weiterhin für das Denken, Fühlen und Handeln von Individuen interessieren – befassen solle sie sich jedoch mit den interaktiven Prozessen, in denen dies alles erst konstituiert werde: mit der Alltagssprache und dem Sprechen, mit Witzen, Redeweisen und Briefen ebenso wie mit Literatur, Architektur und Kunst oder Formen der räumlichen Sozialordnung, die als ‚Objektivationen‘ dieser Praxis gelten; mit alltäglichen Konversationen, mit Geschichten und Ritualen der Alltagskultur, kurz: mit den mundanen Praktiken, die den Umgang von Individuen miteinander und mit Dingen regeln.

Die Diskurse und die soziale Praxis unseres Alltags, so das Argument, seien nämlich in fundamentalerer Weise konstitutiv für den Gegenstand der Psychologie als es interaktionistische Ansätze (in Psychologie und Nachbardisziplinen) zugestehen: In Diskursen werde nicht etwa nur eine Art Konsens über die soziale und kulturelle Bewertung psychischer Phänomene ausgehandelt, sondern die Bedeutung und Ei-

genheiten jener Phänomene selbst generiert. Es geht dem Sozialkonstruktionismus damit durchaus um das Herausstellen neuer Interpretationsmöglichkeiten vor dem Hintergrund gesellschaftlicher oder kultureller Institutionen und Praktiken. Vor allem aber will er zeigen, dass solche Interpretationsmöglichkeiten das, was sie zu interpretieren scheinen, in einem erheblichen Maß selbst hervorbringen. Die sozialkonstruktionistische Analyse beschränkt sich dabei nicht auf psychologische Denk- und Forschungstraditionen. Text- und Literaturwissenschaften, Philosophie, Geschichtsschreibung und Kulturwissenschaften halten vielfältige theoretische Impulse bereit und geben uns methodische Mittel an die Hand, den Gegenstand der Psychologie auf den Begriff zu bringen.

Für die handlungstheoretische *Kulturpsychologie* schlägt Jerome Bruner ebenfalls vor, den Gegenstand der Psychologie an kulturelles Wissen zu binden. Er empfiehlt der Psychologie, sich auf die *folk psychology* zu konzentrieren, auf das intersubjektive Wissen, welches eine Kultur anzubieten hat als „Erklärung für das, was den Menschen ausmacht“ (1990a: 32). Für Bruner (wie für Harré, Potter und Gergen) ist die *folk psychology* nicht nur die Ansammlung der subjektiven Alltagstheorien der Angehörigen einer bestimmten Kulturgemeinschaft, sondern ein quasi-theoretischer, für die wissenschaftliche Psychologie aber unverzichtbarer Wissensfundus. Allerdings weisen Bruners Ausführungen in eine andere Richtung als die der Sozialkonstruktionisten, was die Haltung zur Tradition psychologischer Theoriebildung betrifft. Folgt man ihm, so würde die Einbeziehung der *folk psychology* das herausstellen, was auch die Mitbestreiter der kognitiven Wende in den fünfziger Jahren interessierte. Bruner ist der Ansicht, dass auch jene frühen Kognitivisten eine neue Psychologie anstrebten, deren Gegenstand sie als eine sinn- und bedeutungsstrukturierte, sozial und kulturell konstruierte Wirklichkeit auffassten. Allein die computationalistische Fassung des Kognitionsbegriffs habe diese Ambitionen dann im Keim erstickt.

Während Bruner seine Kritik des Kognitivismus mit der Rückbesinnung auf die ursprünglichen Impulse der kognitiven Wende verbinden will und für eine „renewed cognitive revolution“ eintritt (1990a), betont die sozialkonstruktionistische Position die radikale Kritik am Paradigma des Kognitivismus. Die Rede ist entsprechend von der „wrong revolution“ (Gergen 1994) oder bestenfalls vom Anspruch, eine „second cognitive revolution“ voranzubringen (Potter/Edwards/Wetherell 1993).

In dieser Arbeit wird die These vertreten, dass bestimmte neuere aus Sozial- und Kulturpsychologie stammende kritische Gegenentwürfe zur dominierenden Wissenschafts- und Gegenstandsauffassung der akademischen Psychologie als Vorschläge für eine *postkognitivistische Psychologie* verstanden werden können. Die schon bald laut gewordene Kritik am Kognitivismus bildet dabei den fruchtbaren Boden für eine Fülle interessanter psychologischer Fragen, die unter Rückgriff auf Konstruktivismus, Sprachpragmatik und Handlungstheorie ein neues Interesse an Sprache und Praxis für die Psychologie plausibilisieren.

Für die positive Bestimmung der Grundzüge einer solchen postkognitivistischen Psychologie steht das Programm des Sozialen Konstruktivismus (in der Variante Gergens), dessen Rekonstruktion ein Hauptanliegen der Arbeit ist. Zwar ist der Soziale Konstruktivismus vielen, die sich heute für ihn interessieren, eher über seinen Anschluss an die Diskurse zur Postmoderne bekannt bzw. für seine kritisch-reflexive Haltung, mit der er die Objektivität psychologischer (und überhaupt wissenschaftlicher) Erkenntnisse anzweifelt. Anderen ist er über seine Bemühungen um eine antiuniversalistische und daher weniger ethnozentrische Psychologiekonzeption, oder aber durch seine postmoderne Theorie des Selbst vertraut. Gleichwohl steht am Beginn des sozialkonstruktivistischen Entwurfs die Kritik des psychologischen Wissensbegriffs. Gergen (1994) stellt seinen Ausführungen über Grundlagen, Gegenstand und Methoden des Sozialkonstruktivismus den Satz voran: „What we need is an alternative conception of knowledge“ und bemüht sich, einen nicht-kognitivistischen Wissens- und Erkenntnisbegriff als Grundlage für eine Psychologie zu entfalten, die soziale Prozesse der Bedeutungskonstitution in den Vordergrund rückt.

Um dieses voraussetzungsvolle Programm nachzuvollziehen, ist es notwendig, die Defizite der heutigen kognitivistischen Wissensmodelle herauszuarbeiten, auf die Gergen sich bezieht. Die Analyse kognitivistischer Vorschläge, wie Wissen und Bedeutung in psychologischen Modellen zu konzeptualisieren seien, zeigt zunächst, dass Gergen in vielen Kritikpunkten zuzustimmen ist: Die meisten gängigen psychologischen Modelle werden ihrem Anspruch, das Alltagswissen als kulturelles, soziales und praktisches Wissen zu repräsentieren, nicht gerecht. Dies verdankt sich nicht zuletzt auch der Überbetonung propositionalen Wissens. Bei weitem nicht alle Formen des Wissens, die wir ganz selbstverständlich im Alltag voraussetzen, lassen sich auf das in den psychologischen Modellen postulierte, formale Regelwissen reduzieren. Der Vergleich unterschiedlicher psychologischer Wissenstheorien macht allerdings auch deutlich, dass die Kritik des Kogniti-

vismus nicht unterschiedslos auf alle psychologischen Vorschläge seit der kognitiven Wende zu beziehen ist. Hier greifen wir also auch die These Bruners auf: Viele Wegbereiter der kognitiven Psychologie haben selbst Vorschläge gemacht, die heute gegen den informationstheoretischen Kognitivismus ins Feld geführt werden. Insbesondere die frühen Schriften Frederic Bartletts zur Gedächtnispsychologie und einige Aspekte der Wissenstheorie George A. Kellys sind dafür Beispiele. Ein Blick auf ihre theoretischen Bestimmungen des Kognitionsbegriffs zeigt, dass die neuesten Ansätze nicht immer und nicht in jeder Hinsicht die besten sind.

Dennoch kommt den neueren kognitivismuskritischen Wissenstheorien (zu denen hier Kulturpsychologie und Sozialkonstruktivismus gezählt werden) ein eigener theoretischer und metatheoretischer Status zu. Sie können auf Entwicklungen in der Analytischen Philosophie des Geistes und in der Sprachphilosophie seit den Nachkriegsjahren zurückgreifen, die in die Argumente der frühen Wissenstheorien noch nicht eingehen konnten. Das gilt nicht nur für die sozialwissenschaftliche Rezeption von Wittgensteins Sprachphilosophie und Searles' *Speech Acts* (damit steht ein pragmatischer Bedeutungsbegriff zur Verfügung), sondern auch für die philosophische Kritik des Funktionalismus und für jene Argumente gegen den Computationalismus, die Fragen der Leiblichkeit berühren. Zu nennen wären an dieser Stelle auch die Einwände, die durch die interpretative Soziologie, die Rezeption der soziologischen Phänomenologie und der Wissenssoziologie in den sechziger und siebziger Jahren und von Seiten der qualitativen Sozialforschung an die Psychologie herangetragen wurden, und ebenfalls den Boden für einen nicht-kognitivistischen, auf sinn- und bedeutungsstrukturierte Handlungen ausgerichteten Wissensbegriff bereiten. Dies sind Beispiele für schlagende Argumente gegen den Kognitivismus, die heute zum Programm der kognitivismuskritischen Psychologiekonzeptionen gehören.

Es wird im Folgenden mit Blick auf die unterschiedliche Bestimmung des Wissensbegriffs darum gehen, am Beispiel des Sozialen Konstruktivismus und seiner theoretischen und metatheoretischen Kontexte den programmatischen Anspruch und die viel versprechenden Perspektiven einer postkognitivistischen Psychologie aufzuzeigen.

Aufbau der Arbeit

Im *ersten Teil* der Arbeit werden Aspekte des kognitivistischen Wissensbegriffs und seine philosophischen Grundlagen rekonstruiert und kritisiert. Im *zweiten Teil* werden psychologische Alternativen zum Kognitivismus diskutiert, insbesondere der Soziale Konstruktivismus.

Im *ersten Kapitel* stehen gängige kognitivistische Modelle semantischen und prozeduralen Wissens zur Diskussion. Besonders die differenzierteren schema- und skripttheoretisch angelegten Wissensrepräsentationsmodelle sowie die auf Produktionssystemen basierende Modellierung des Problemlöse- und Fertigkeitswissens beanspruchen, sowohl die Wissensbildung im Alltag als auch die Verwendung bzw. Umsetzung dieses Wissens in Handlungen zu repräsentieren. Ihre Analyse zeigt jedoch, dass sie an formale Operationen und propositionales Fakten- und Regelwissen gebunden bleiben und daher wichtige Dimensionen des praktischen Alltagswissens nicht erfassen.

Die metatheoretischen Grundlagen des Kognitivismus sind Gegenstand des *zweiten Kapitels*. Zunächst wird Gilbert Ryles Plädoyer für einen nicht-kognitivistischen Wissensbegriff plausibilisiert. Sodann wird, der Entwicklung der Diskussion in der *Philosophy of Mind* folgend, Jerry Fodors *Representational Theory of Mind* (RTG) ausführlich dargestellt. So wird es zunächst möglich, die für die kognitivistischen Wissensmodelle zentralen Grundannahmen, den Repräsentationalismus und den Computerfunktionalismus, nachzuvollziehen. Zugleich wird auf immanente Schwachstellen der RTG aufmerksam gemacht. Wichtiger als die theorieimmanenten Probleme des Computerfunktionalismus ist für die vorliegende Arbeit jedoch die Kritik, die gleichsam von außen an ihn gerichtet wird und sich gegen die kognitivistische Konzeptualisierung von Semantik (und mithin von semantischem Wissen) richtet. Mit der Darstellung der kritischen Argumente von John Searle, Hilary Putnam und Hubert Dreyfus kommen drei namhafte Kritiker des Computerfunktionalismus zur Sprache.

Ihren Argumenten werden abschließend die Forderungen gegenüber gestellt, die sich aus der psychologischen Kritik des kognitivistischen Wissensbegriffs ergeben. Daran anknüpfend werden sodann, im zweiten Teil der Arbeit, psychologische Alternativen zum Kognitivismus rekonstruiert.

Zunächst stellt das *dritte Kapitel* wissenspsychologische Ansätze aus den dreißiger bis sechziger Jahren vor, die zwar heute als Vorläufer des Kognitivismus gehandelt werden, aber dennoch einen Beitrag zur konstruktiven Kritik des kognitivistischen Modells liefern, da sie noch nicht an den informationstheoretischen Wissensbegriff gebunden

waren, wie die später entstandenen kognitionspsychologischen Arbeiten. Es zeigt sich, dass in einigen der hier diskutierten Theorieentwürfen die soziopragmatische Dimension kulturellen Wissens bereits angelegt scheint, aber unausgeführt bleibt.

Im *vierten Kapitel* wird der Soziale Konstruktivismus (in der Variante Gergens) als paradigmatisches, rezentes und zunehmend populärer werdendes Beispiel für eine interdisziplinär orientierte, dezidiert kognitivismuskritische Psychologiekonzeption ausführlich dargestellt. Wir werden Gergens kritische Argumente und seine eigenen Vorschläge für eine sozialkonstruktivistische Alternativkonzeption rekonstruieren. Dabei gelangt auch die Breite der metatheoretischen und theoretischen Grundlagen dieses Ansatzes, die von Wittgenstein über wissenssoziologische Arbeiten bis hin zum Poststrukturalismus reichen, ausführlich zur Darstellung. So entsteht ein umfassendes Bild der sozialkonstruktivistischen Vision einer alternativen, konstruktivistischen, soziopragmatisch fundierten (Wissens-)Psychologie, die beansprucht, den Kognitivismus als leitendes Paradigma abzulösen. Hingewiesen wird allerdings auch auf Unstimmigkeiten und Widersprüche in Gergens Theorieentwurf, die insbesondere die Konzeption des Individuums und den sozialkonstruktivistischen Handlungsbegriff betreffen.

Im *fünften Kapitel* werden sowohl die Verdienste als auch die Defizite des Sozialkonstruktivismus nochmals zusammengefasst präsentiert. Dabei wird klar, dass eine zentrale Herausforderung für seine Relevanz als psychologischer Theorie darin besteht, der soziokulturellen Basis von Wissen und Bedeutung gerecht zu werden, ohne dabei die psychologischen Fragen nach individuellen Erfahrungen, Kapazitäten, Fähigkeiten und Kompetenzen aus seinen Diskursen auszublenden. Diese Fragen, die im Sozialen Konstruktivismus aus unterschiedlichen Gründen ausgeklammert werden, greifen bestimmte Vertreterinnen und Vertreter der Kulturpsychologie auf, die ähnlich wie der Soziale Konstruktivismus um eine kritische Diskussion und Modifikation bestimmter kognitivistischer Grundkonzeptionen bemüht ist. Daher werden wir im zweiten Teil des fünften Kapitels einige grundlegende Aspekte kulturpsychologischen Denkens mit den sozialkonstruktivistischen Entwürfen vergleichen. Die abschließend vorgebrachten skizzenhaften Vorschläge münden in ein Plädoyer für eine pragmatistische Wissenspsychologie.